

Das Schlitzohr

Bekenntnisse
eines
eidenschaftlichen
Gärtners
nd Tierfreunds

von Albert Schöchle
onrad Theiss
erlag



Albert Schöchle

Das Schlitzohr

Bekenntnisse eines leidenschaftlichen Gärtners und Tierfreunds

Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Redaktion: Heidi-Barbara Kloos
Umschlaggestaltung: Michael Kasack, Frankfurt

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schöchle, Albert:

Das Schlitzohr : Bekenntnisse e. leidenschaftl.
Gärtners u. Tierfreunds / Albert Schöchle. –
Stuttgart : Theiss, 1981.
ISBN 3-8062-0269-9

2. Auflage 1982

© Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1981

ISBN 3 8062 0269 9

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Bauer & Bökeler Filmsatz GmbH, Denkendorf

Druck und Verarbeitung: Ebner Ulm

Printed in Germany



12-14 Ein Nashorn bekommt seinen Namen – aber ein gewissenhafter Direktor überzeugt sich natürlich, daß ihm der Cannstatter Zuckerle nicht schadet

dem gilt auch hier das Sprichwort: »Glück hat auf die Dauer nur derjenige, der genau weiß, wie viel er dem Zufall überlassen darf.«

Das Danaergeschenk

Große Probleme tauchten bei der Besetzung des Elefantenhauses auf. Wir hatten Platz für fünf Elefanten vorgesehen. Ein afrikanischer und zwei indische Elefanten waren vorhanden, ein weiterer wurde von einer Tierfreundin gestiftet. Der fünfte Elefant war als Geschenk einer indischen Provinz an den Wirtschaftsminister unseres Landes angekündigt, der ihn der Wilhelma zugesetzt hatte. Als ich von unserem Glück in Kenntnis gesetzt wurde, war ich gleich etwas mißtrauisch, denn bei Tieren schenkt man nicht ungern diejenigen her, die man nicht verkaufen kann, und das sind die Vertreter des starken Geschlechts, also bei den Elefanten die Bullen. Ich erkundigte mich sofort nach dem Geschlecht des Elefanten, konnte aber im Ministerium nur das Versprechen erhalten, daß man sich in Indien danach erkundigen würde. Trotz mehrfacher Anfragen kam aus Indien keine Nachricht. Da wußte ich, woran ich war. Als mir vom Wirtschaftsministerium erklärt wurde, das Geschlecht des Tieres spielt keine Rolle, wir müßten aus politischen Gründen das Geschenk auf alle Fälle annehmen, saß ich wieder einmal in der Tinte. Da ich auf keinen Fall meine Tierwärter durch einen Bullen gefährden wollte, entschloß ich mich, bei einem Tierhändler eine junge Elefantenkuh zu

kaufen, den Bullen in Zahlung zu geben und diese Kuh als das Geschenk zu deklarieren.

Nun erfuhren wir, daß der indische Gesandte extra aus Bonn zur Eröffnung unserer neuen Tierhäuser kommen wolle, um das Geschenk zu übergeben. Da wurde mir mulmig zumute. Denn so gut ein Europäer einen Hengst von einer Stute unterscheiden kann, kennt jeder Inder den Unterschied zwischen einer Elefantenkuh und einem Elefantenbullen. Als nun der kleine Elefant aus Indien ankam, schwammen mir meine letzten Felle davon. Er war nämlich von oben bis unten mit Schriftzeichen bedeckt, die Glück- und Segenswünsche bedeuteten. Damit war natürlich ein Austausch endgültig unmöglich und wir hatten, nachdem die Stellvertreterin längst in der Wilhelma eingetroffen war und ihrer Rolle als Wechselbalg harzte, halt sechs statt fünf Elefanten, und die Überfüllung im Elefantenhaus hatte bereits begonnen.

Im Elefantenhaus sollten gleichzeitig die Nashörner untergebracht werden. Da ein Paar weiße oder Breitmaulnashörner ebenso wie ein Paar Spitzmaul- oder Doppelnashörner nur 40 000 DM kostete und jederzeit zu haben war, während die Panzernashörner pro Stück mit 120 000 DM gehandelt wurden und äußerst schwer zu bekommen waren, sollte uns die Wahl eigentlich nicht schwergefallen sein. Trotzdem entschieden wir uns für die Panzernashörner, denn sie waren nicht nur wesentlich interessanter und äußerst selten, sondern, was besonders wichtig war, sie bringen als einzige in Gefangenschaft Nachwuchs.

Wir suchten deshalb schon zwei Jahre vor Fertigstellung des Hauses, Beziehungen anzuknüpfen, um diese raren Tiere zu bekommen. Leider lange ohne Erfolg. Zuletzt hat-

ten wir doch Glück und erhielten aus Basel eine Nachzuchtkuh. Es fehlte nun nur noch ein Bulle. Nun stand im Basler Zoo zwar ein Nashornmann, aber der war schon so gut wie fest nach Amerika versprochen, wo seit Jahren eine einsame Kuh lebte. Da ich den Bullen unbedingt haben wollte, mußte ich meinen Basler Kollegen mit einem stichhaltigen Argument überzeugen. Ich erklärte ihm deshalb, er müsse uns schon in seinem eigenen Interesse den Vorzug geben, da er nie sicher sei, ob nicht einmal sein Bulle durch Tod oder andere Ursachen ausfallen würde. Aus Amerika sei der Bulle Nummer zwei aber nicht mehr zu holen. Verkaufe er ihn aber an uns, so hätten wir beide eine erhöhte Sicherheit. Das leuchtete ihm ein. Wir erhielten das Nashorn. Allerdings mit der harten Bedingung eines Rückkaufrechts, falls seinem Bullen etwas zustoßen sollte. Wir stimmten zu, stellten aber unsererseits auch zwei Bedingungen: Der Bulle mußte uns im Falle eines Rückkaufes jederzeit zur Zucht zur Verfügung stehen, außerdem erlosch das Recht, sobald in Basel ein Nashornbulle geboren wurde. So waren wir zu einem Paar Panzernashörnern gekommen. Das weibliche Tier wurde übrigens vom Verein der Freunde der Wilhelma gestiftet. Ein Jahr vor meinem Ausscheiden aus der Wilhelma wurde diese Panzernashornkuh geschlechtsreif und trat ihre Hochzeitsreise nach Basel an, da unser Bulle noch zu jung war. Diese Reise blieb nicht ohne Folgen.

Da die Tragezeit der Panzernashörner 18 Monate beträgt, kam das erste Junge sechs Monate nach meiner Pensionierung zur Welt. Leider wurde es von seiner Mutter erdrückt. Beim nächsten Kalb hatte die Wilhelma Erfolg. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß sowohl das erste als auch das zweite Nashornkalb männlichen Geschlechts war.

Da zwischen dem Elefantenhaus und dem Flußpferdehaus wohl Platz für eine Pandaanlage war, aber die dazu nötigen 60 000 Mark im Etat der Bauverwaltung fehlten, sprang der immer hilfreiche Verein der Freunde der Wilhelma ein.

Bei der Besetzung des Flußpferdehauses hätte es beinahe eine Panne gegeben. Während noch ein Jahr zuvor die Flußpferde wie saures Bier angeboten wurden, da sie überall züchteten, aber nur wenige Zoos über ein Flußpferdehaus verfügten, war der Markt plötzlich vollkommen geräumt. Sie wurden nämlich, wie auch die Löwen, in großer Zahl von den gerade entstehenden Safariparks aufgekauft. In diesem Haus entwickelte sich bald eine äußerst erfolgreiche Zucht von Schabrackentapiren und Zwergflußpferden. So war bald der Erweiterungsteil der Wilhelma glänzend besetzt, darunter so viele zoologische Kostbarkeiten, daß es den Rahmen dieses Buches sprengen würde, wollte ich sie alle erwähnen.

Das anfängliche Mißtrauen gegen den Zoo in der Wilhelma und die teilweise Ablehnung seitens der Behörden waren gewichen, im Gegenteil, man war stolz darauf, diese Einrichtung zu besitzen. Das kam auch bei der Eröffnung des Erweiterungsteiles der Wilhelma durch Finanzminister Gleichauf zum Ausdruck.

Das letzte große Projekt, das in der Wilhelma während meines aktiven Dienstes bis zum Rohbau realisiert wurde, war das Menschenaffenhaus. Da es sich bei den Affen um unse re nächsten Verwandten in der Tierwelt handelt, stehen sie auch in jedem größeren Zoo im Mittelpunkt des Interesses. Dazu kommt noch das immer größer werdende Bedürfnis, die vom Aussterben bedrohten Tierarten zu erhalten und zu schützen. Es galt also, ein Haus zu bauen, das in jeder

Hinsicht einer Kritik standhalten konnte und, was wohl die Hauptsache war, die Garantie für eine gute Zucht bot, damit es der Erhaltung dieser Tiere dienen kann.

Der Planung ging auch diesmal wieder ein eingehendes Studium der vorhandenen Anlagen in anderen Zoos vor-aus. Was uns den meisten Kummer machte, war dabei die Trennung zwischen Besucher und Tier. Diese Trennung muß nicht nur verhindern, daß die Tiere ausbrechen können, sondern auch gleichzeitig ein Schutz der Tiere gegen die Unvernunft mancher Besucher sein. So hatte zum Bei-spiel ein holländischer Zoo seinen berühmten und erfolg-reich züchtenden Stamm Menschenaffen durch Tuberkulo-se verloren. Die Ansteckung kann schon durch einen ange-bissenen Apfel erfolgen. Wir waren uns deshalb einig, daß wir sowohl innerhalb des Hauses, als auch im Außenbe-reich die Tiere durch eine Glasfront vor Kontakten mit den Besuchern schützen müssen.

Das ist um so bedauerlicher, als gerade der unmittelbare Kontakt nicht nur für den Besucher, sondern auch für die Tiere von großer Bedeutung ist. Aber soll sich hinter dem Glas auch noch ein Gitter mit mehr als daumenstarken Stä-ben befinden, das den Bau zur Gefängniszelle macht? Diese Frage bewegte uns. Vor einigen Jahren hatten wir bereits das neue Menschenaffenhaus des experimentierfreudigen Kollegen Vandenbergh in Antwerpen besucht. Er hatte das Problem mit starken Glasscheiben im Innern des Hauses und einem Wassergraben bei der Freianlage gelöst. Das war im Prinzip großartig, aber in dem Wassergraben war ein prächtiger Gorilla ertrunken, weil er nicht schwimmen konnte. Im Haus saß ein prächtiger Affe in einem zellen-ähnlichen Innenraum, der die ganze Scheibe mit Kot ver-

schmiert hatte und zwei Tage die Zelle nicht verließ, so daß die Scheibe nicht gereinigt werden konnte. Der zellenartige Eindruck wurde durch die bescheidenen Ausmaße der Scheiben verstärkt. Diese Maße waren aber von der Sicherheit her nötig, da diese Tiere über Riesenkräfte verfügen. Uns erschien diese Lösung nicht sehr glücklich.

Der Durchbruch kam erst, als wir den neuen Raum für Menschenaffen in Frankfurt sahen. Hier war der Antwerper Gedanke, die Menschenaffen hinter Panzerglas zu zeigen, weiterentwickelt worden. Die Scheibe war nach innen geneigt, und bot dadurch den Gorillas eine ungünstigere Angriffsfläche. Dem Wassergraben, den man in Frankfurt von Antwerpen übernommen und mit Schutzvorrichtungen für die Tiere versehen hatte, traute ich nicht. Mit Recht, denn auch in Frankfurt ertrank ein stattlicher Gorilla.

Während dieser Zeit der Zooerweiterung hätte ich beinahe meinen besten und vertrautesten Mitarbeiter, Dr. Neugebauer, verloren. Als die Stelle des Zoodirektors in Wuppertal neu besetzt werden sollte, erschien eines Tages der Wuppertaler Oberstadtdirektor Stelly in der Wilhelma. Ihm war unter anderen Dr. Neugebauer empfohlen worden, und so wollte er sich einmal ihn und sein Arbeitsgebiet ansehen. Als er sah, was in Stuttgart geschaffen worden war, bot er die Direktorenstelle spontan Dr. Neugebauer an. Er gestaltete das Angebot so verlockend, daß es jedem schwer gefallen wäre, nicht darauf einzugehen. Dr. Neugebauer hätte sich nicht nur finanziell ganz erheblich verbessert, sondern wäre selbständig gewesen und hätte seine bescheidene Vierzimmerwohnung gegen einen sehr hübschen Bungalow vertauscht. Auf all das verzichtete er auf mein Versprechen hin, daß ich mich für ihn als meinen Nachfol-

ger einsetzen würde. Das zeigte seine große innere Verbundenheit mit unserem gemeinsamen Werk. Ich freute mich herzlich über seine Entscheidung, obwohl ich ihm die finanzielle Besserstellung von Herzen gegönnt hätte.

Meine Abschiedsvorstellung

Die Jahre bis zum Erreichen der Altersgrenze flogen nur so dahin; es war eine wunderbare Zeit. Die Schwierigkeiten von seiten der Behörden waren vorüber, und in der Wilhelma ermöglichten die sehr guten Einnahmen einen sinnvollen und großzügigen Ausbau des Tier- und Pflanzenbestandes. Auch unsere Politik, grundsätzlich nur junge Tiere zu kaufen und lieber einige Jahre zu warten, bis sie erwachsen und zuchtfähig sind, zeigte die ersten Erfolge. Am 1. April 1970 schied ich aus dem aktiven Dienst der Wilhelma aus. Durch meine Pensionierung hatte ich nun Gelegenheit, meine ganze Zeit auf das Blühende Barock zu verwenden. Allerdings hatte ich nicht die Absicht, mich noch ganztägig zu binden, da ich auch von meinem Bauernhof im Allgäu in Anspruch genommen war. Ich einigte mich deshalb mit dem Aufsichtsrat auf eine halbtägige Tätigkeit. Es war schon sehr wichtig, daß ich mich um das Blühende Barock stärker annehmen konnte als bisher, denn je länger dieser Garten bestand, um so schwieriger war es, über die Eintrittsgelder die nötige Finanzierung zu erreichen. Dem Blühenden Barock fehlt die Besucherreserve der Großstadt, in der die Straßenbahn schon über die Hälfte der Besucher vor